



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Riehls letztes Novellenbuch

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ratur zu wünschen wäre, steht fest, aber nicht minder, daß auch die ungeheure Überproduktion an dem ungünstigen Verhältnis zwischen Bücherverlag und Bücherverkauf schuld ist. Und eine Fruchtbarkeit, wie sie diese litterarische Jugend bekundet, wird das Verhältnis nicht bessern.



Riehls letztes Novellenbuch



ieses Buch beschließt den Cyclus meiner „Fünzig Novellen“, die, in sieben Bänden nach und nach veröffentlicht, ein Ganzes bilden, an welchem ich zweiundvierzig Jahre lang gearbeitet habe.“ Mit dieser einfachen Ankündigung leitet H. W. Riehl, der alte, junggebliebene Kulturhistoriker und Erzähler, den neuesten und, wenn wir den Verfasser beim Wort nehmen wollen, letzten Band der prächtigen Geschichten ein, mit denen er einen Gang durch „tausend Jahre der deutschen Kulturgeschichte“ und hie und da über die deutsche Kulturgeschichte hinaus gemacht hat. Weder wir, noch das Publikum, werden ihn beim Worte nehmen, wenn er die fünfzig Novellen nicht nur in ein Buch sammeln, sondern sie zu fünfzig und einigen vermehren wollte. Es liegt also nur am Erzähler selbst, ob er sich streng auf das Gegebene beschränken, und ob der heute vorliegende Band Lebensrätsel*) nicht bloß für jetzt die neueste Sammlung Riehlscher Novellen sein, sondern in der That die letzte bleiben soll. Die besten Novellen des Verfassers sind längst mit allgemeiner Zustimmung dem Schatz unsrer bleibenden Litteratur eingereicht worden, und die sprudelnde Fülle der Erfindung, die in allen fünfzig waltet, erfrischt uns auch bei den neuesten, die sich „Damals wie heute“, „Gradus ad Parnassum“, „Fürst und Kanzler“, „Am Quell der Genesung“, „Die Gerechtigkeit Gottes“ nennen.

Riehl nimmt bekanntlich in der modernen deutschen Novellistik eine Sonderstellung nicht nur durch die Vortrefflichkeit seiner Leistungen, sondern auch durch die besondere Richtung und Haltung seiner Geschichten ein. „In einer Geschichte soll vor allen Dingen etwas geschehen; der Gang der Handlung, die Erfindung ist die Hauptsache. Eine Geschichte soll gut erzählt werden; der gute Erzähler aber ist knapp in seinem Vortrage, er bleibt bei der Stange und schweift nicht aus in Betrachtungen und Malereien, er regt Stimmungen und Gedanken an und überläßt es dem Zuhörer, sich seine weitem Stimmungen

*) Lebensrätsel. Fünf Novellen von H. W. Riehl. Stuttgart, Cotta, 1888.

und Gedanken selbst zu machen. Ein Vortrag, entsprechend dem Stil des alten Holzschnittes, sitzt darum solchen Geschichten besonders gut.“ Mit diesen Worten charakterisiert Riehl Vorzug und bewußte Haltung seiner meisten und auch dieser neuesten Novellen vortrefflich und ausreichend. Er ist unter den Erzählern im Holzschnittstil, bei denen das meiste auf kräftigen Umriss, auf Hervorhebung der sprechendsten Züge, auf glückliche Andeutung des Entfernteren ankommt, ein Meister, der seines gleichen sucht. Nur sollte die Anerkennung, die man dem glücklichen und phantasiereichen Zeichner für den Holzschnitt zollt, nicht dahin führen, nach leidiger, deutscher Sitte sofort mit dem Künstler andrer Richtung, sagen wir mit dem Aquarellisten, in Hader zu geraten. Daß Riehls Novellen neben denen Kellers, Heyhes, Storms, der Ebner-Eschenbach und andrer nichts zu bedeuten hätten, ist ein Irrtum; daß umgekehrt die ausgeführte, farbenreiche, stimmungsvolle Novelle einer Reihe unsrer besten Dichter nichts bedeute, ist eine Unwahrheit. Das Verständnis für Kunst und Verdienst des Holzschnittes schließt das Verständnis für Kunst und Verdienst des Aquarellbildes nicht aus; für beide Richtungen giebt es Grenzen, mit beiden sind gewisse Gefahren verbunden. Wir haben hier die der ausgeführten, psychologisch feinere Empfindungen und Stimmungen breiter ausmalenden Novelle nicht zu erörtern. Die Gefahren der — sagen wir mit Riehl — Holzschnittnovelle liegen in der allzugroßen Freiheit des erfindenden Dichters, der, da er die Situationen nicht auszuführen, die Übergänge nicht lebendig darzustellen, sondern nur zu berichten braucht, gelegentlich der „Bescheidenheit der Natur“ ein Schnippchen schlagen kann, sie liegen in der Leichtigkeit, womit Gedankenwandlungen, Gemütserschütterungen, innere Katastrophen behauptet werden können, ohne überzeugend dargestellt zu werden, sie liegen endlich in der Möglichkeit, äußere Ereignisse ohne besondere Motivierung und ohne die dazwischen liegenden Vorbereitungs Momente zu verknüpfen. Bonall diesen Freiheiten wird natürlich ein Meister wie Riehl nur bescheidenen Gebrauch machen, er wird sich vor der Willkür hüten, Handlungen zu vor-gefaßten moralischen Sentenzen zu erdenken oder Menschengestalten durch Situationen zu geleiten, die bei ausgeführter, dramatisch anschaulicher Darstellung vollkommen unmöglich wären. Er wird in dem glücklichen Falle sein, gelegentlich ein Erlebnis, einen Konflikt im engen Rahmen der Novelle darstellen zu können, das in der Aquarellmanier (um bei unserm wie die meisten Bilder nicht vollkommen zutreffendem Bilde zu bleiben) einen ganzen kleinen Roman beanspruchen würde, und wird doch der Versuchung ausweichen, ein Weltbild in der einfachen Erzählung spiegeln zu wollen. Er wird aber selbst am wenigsten verkennen, daß gar viele zur Holzschnittmanier greifen, weil sie der lebendig-realistischen, in glaubhafte Wirklichkeit verwandelten Ausführung ihrer Erfindungen nicht gewachsen sind und meinen, im „Umriss“ gehe jede Verzeichnung und jedes Mißverhältnis der Proportionen hin, während bekanntlich das Gegenteil der Fall ist.

Jedenfalls ist es müßig, den Streit über die zweckdienlichere Form der Novelle bei jedem scheinbaren Anlaß zu erneuern. Die Wirkungen der frischen und sehr individuellen Erzählungskunst Riehls können durch ein mögliches Mißverständniß seiner Novellentheorie schließlich nicht in Abrede gestellt werden, und angesichts seiner neuesten fünf Novellen entsteht viel mehr die Frage, wie sie sich zu seinen vorangegangenen fünfundvierzig Geschichten, als wie sie sich zu seiner Anschauung vom Wesen und von der Vortragsweise der besten Novelle verhalten. Und da ist es denn hochehrföhrlich sagen zu können, daß die gewinnendsten und tüchtigsten Eigenschaften des Erzählers Riehl sich auch in diesem letzten Bande wiederfinden. Warum er ihn „Lebensrätsel“ nennt, sagt er uns am Schlusse seiner Vorrede: „Ein religiöses Gemüth kennt keinen Zufall; denn der Zufall ist ihm gerade das Notwendigste, über unserm freien Willen stehend, im Willen Gottes, das kleine Rätsel im großen Weltenrätsel. Und so giebt jede rechte Novelle bei aller klarsten Lösung der psychologischen Probleme — gleichviel ob sie mit unsern Grillen und Launen spielt oder die dämonischen Tiefen der Leidenschaft enthüllt — dem Leser doch immer auch zugleich ein Lebensrätsel auf. In diesem Sinne wählte ich den Titel dieses letzten Bandes und schloß das Gesamtwerk, welches den Leser durch tausend Jahre führt, mit einer Rittergeschichte, die aber heute wie gestern, die zu allen Zeiten spielt, sie heißt die Gerechtigkeit Gottes.“

Vor allem ist es die unverwüßliche Frische des Erfinders und Erzählers, die uns in diesen Novellen, geradezu siegend und leuchtend aber aus der in die Mitte gestellten „Fürst und Kanzler,“ entgegenschaut und herzerquickend wirkt. Die Geschichte wird sicher mit allgemeiner Zustimmung den längst anerkannten Meisterstücken Riehls angereicht werden, sie spielt auf dem Boden, der Riehl besonders vertraut ist und dessen lebendige Anschauung ihn vor jedem Schritt nach der „Buzenscheiben-Novellistik“ ein für allemal bewahrt hat. Ein Prachtstück aus dem kleinstaatlichen Leben des Halbjahrhunderts nach dem dreißigjährigen Kriege, eine Geschichte, die namentlich in ihrem Grundmotiv und ihrer ersten Hälfte sich zur lebendigsten Wirkung erhebt, in der der Gegensatz zwischen dem fürstlich gewaltthätigen Markgrafen Philipp und seinem Kanzler auch die weitere Wendung und das Stück abenteuerlicher Pädagogik begreiflich machte, mit welchem der glückliche Schluß der Handlung herbeigeführt wird. Hier hat der Novellist Gelegenheit, seine besondre Kunst zu entfalten, und hier grenzt doch wieder — und das ist sehr bezeichnend — die Ausführung in ihren ergreifendsten und anschaulichsten Szenen an jene Erzählungsart, welche die farbige Ausmalung und die Wiedergabe der Stimmungen zum Wesen der Novelle rechnet. Der Wolf- und Bärenkampf im Binnenhofe des Schlosses, die Katastrophe im Hause des Kanzlers, die Unterredung zwischen dem als Calicant verummten Doktor Behaim aus Nürnberg und dem zornigen Markgrafen, die tolle Liebeswerbung Behaims um

Eleonore, die Tochter des Kanzlers, und die Schlussszene stellen uns nicht bloß Umrisse, sondern Lebensvorgänge selbst mit allen Farben und Stimmungen vor Augen. In ihnen überkommt den knappen und vorwärtsdrängenden Erzähler die Lust und die Macht des Dichters, der sein Empfinden und inneres Anschauen Hörern und Lesern zugleich mit den Thatfachen aufzwingt, die er berichtet. Am wenigsten ist dies der Fall in einer Erfindung, wie der Erzählung „Am Duell der Genesung.“ Obgleich sie mit gutem Humor eingeleitet ist — wie sich denn niemand dem Reiz in der Schilderung der Vergnügungsreise des Herrn Eugen Milett entziehen wird — leidet die Erzählung doch gegen ihren Schluß hin an lehrhafter Unwahrscheinlichkeit, die Mängel der Holzschnittmanier machen sich unwillkürlich oder auch willkürlich geltend. Die beiden Rittergeschichten dagegen am Eingange und am Schlusse des Bandes „Damals wie heute“ und „Die Gerechtigkeit Gottes“ zeichnen sich durch dieselbe glückliche Mischung von Lebensernst und Humor aus, die Riehl so oft bethätigt hat. In der modernen Musikgeschichte „Gradus ad Parnassum“ ersteht der pfiffige Bediente der altspanischen Komödie in der Gestalt des genialen Stiefelwichsers Achilles Schneider recht hübsch wieder, aber der Cembalist und Sonatenkomponist Rudolf Hilmer ist zu sehr der Träger jener wunderlichen musikalischen Anschauungen, nach denen man schließlich die kleinen Meister den großen, die unproduktiven Naturen den produktiven vorziehen müßte. Es ist ja richtig, und kein wahrhaft künstlerisch empfindender Mensch wird sich darüber täuschen, daß alle harmonisch reine und edle Kunst ein Gepräge von Schlichtheit hat und das Widerspiel zu eiteln Künsten ist. Aber der Musiker, den Fräulein Marie Dagolf begehrt, gleicht doch gar zu sehr dem Riesen, der zugleich wie ein Zwerg aussieht, und den (wie Moritz von Schwind — auch ein Münchner Meister! — lachend zu sagen pflegte) die Leute fürs Leben gern hätten. Wenn Rudolf Hilmer, wie am Schluß seiner Geschichte versichert wird, ein berühmter Tonsetzer geworden ist, so kann das Schöne, das er geschaffen hat, eben nicht so geklungen haben, als ob es jeder machen könnte.

Doch nichts für ungut, die neuen Novellen Riehls sind ja keine ästhetischen oder kunstgeschichtlichen freien Vorträge. Des jugendlichen Feuers, der kräftigen Lebenslust, der frischen Teilnahme an Welt und Menschen, an Natur und Kunst, die überall aus ihnen spricht, können wir uns von Herzen erfreuen, auch ohne alle Anschauungen des Verfassers zu teilen. Wenn Riehl meint, er müsse als Novellist fortwährend versichern, daß er kein Professor, und als Professor, daß er kein Novellist sei, so ist das eine der minder erfreulichen Folgen des glorreichen Zeitalters der Spezialität. Im großen und ganzen hindert dies Zeitalter doch nicht, sich an einer tüchtigen, geistvollen Natur zu erfreuen, deren Vielseitigkeit und Drang ins Weite durch einen gesunden Kern von Anschauungskraft, von gestaltendem Talent und von unartificialer Frömmigkeit trefflich zusammengehalten wird.